

Schlangenrituale

Vor unwirklich weißem Grund und das ideale Zentrum der monumentalen Tondi umkreisend fügen sich Schlangen unterschiedlicher Größe und Artzugehörigkeit zu seltsam schwerelosen ornamentalen Knotungen und Schlingungen. Eine Versuchsanordnung von strenger kompositorischer Fügung und inszenatorischer Komplexität, die das fordert, was Max Imdahl emphatisch das „sehende Sehen“ genannt hat. Die sich windenden Schlangenkörper sind von mächtiger physischer Präsenz und bilden doch zuallererst ein rhythmisch bewegtes Formgeflecht. Ihre kontrastreiche, sich in Streifen und Rauten, in Flecken und Punkten artikulierende, eigentlich der mimetischen Anpassung an den Lebensraum dienende Zeichnung verwandelt sich unter den Reflektoren des white cube in reines Ornament. Was sich zunächst als linear und flächig darstellt, erweist sich auf den zweiten Blick als atmendes Subjekt, das seine Vitalität und akute sensorische Wahrnehmung vor allem in den züngelnden Schlangenköpfen offenbart.

Was sich rational nur auf einer horizontalen Fläche ereignen kann, ist hier mit divinatorischer Geste um 90 Grad gekippt und auf die Wand projiziert. Sehgewohnheiten sind außer Kraft gesetzt, Plastizität und Tiefenräumlichkeit schwer zu fokussieren. Nur da, wo sich ein Schlangenkopf offensichtlich vom Grunde hebt und gleichsam die ästhetische Grenze des Bildes berührt, wird dies durch eine leichte Unschärfe erfahrbar. Gabriele Rothemann hat tableaux vivants von hypnotischer Intensität geschaffen, die das Auge zwingen, ständig den Modus der Betrachtung anzupassen und zwischen flächigem und räumlichem Sehen, zwischen ornamentaler Struktur und mimetischer Abbildhaftigkeit zu oszillieren. Folgt der Betrachter den sich windenden Reptilien und sucht deren Verschlingungen und Verknotungen zu entwirren, stößt er an neuralgischen Punkten zudem immer wieder auf Störfelder. Fast unmerklich sind dort Teile der Schlangenhaut von artifiziellen Schuppen überdeckt, die gleichwohl die natürlichen Dehnungen und Kontraktionen nachvollziehen. Diese zu mosaikartigem Ornament erstarrten Schuppen hat die Künstlerin in Schwarz und Weiß gezeichnet, im Verlauf des Werkprozesses auf die Negative appliziert und dann durch eine Strichfilmmaske im Originalformat des Fotopapiers partiell belichtet. Die natürliche Zeichnung der Reptilien trägt so eindeutig die Signatur der Kunst.

Dass es bei den Schlangenritualen, mit Hans Blumenberg zu sprechen, um „Arbeit am Mythos“ geht, legt schon die Wahl des Bildgegenstandes nahe. Kaum ein anderes Tier ist in so vielen Kulturkreisen und Religionen präsent und besetzt ein symbolisches Feld, das von Klugheit, Heilung und Unsterblichkeit bis hin zu List, Verführung, Sünde und Tod reicht. Der Heilgott Asklepios und das Orakel in Delphi, Laokoon und Medusa, der Baum der Erkenntnis, die Vertreibung aus dem Paradies, die Anbetung der ehernen Schlange und die Madonna der Unbefleckten Empfängnis scheinen am abendländischen Deutungshorizont auf.

Ein ganzes Arsenal von Bildern, von denen Caravaggios spektakulärer Medusenschild in den Florentiner Uffizien den Schlangenritualen formal wie konzeptionell am nächsten kommt. „Selbstbewußte Bilder“ (Victor Stoichita), hier wie dort, die den Mythos der Medusa aufrufen, um am Mythos der Repräsentation zu arbeiten. Die beinahe altmeisterlich anmutenden, als polyphone Sequenz konzipierten Tondi von Gabriele Rothemann übersetzen diesen Diskurs ins Medium der Fotografie. Es geht um die rituelle Inszenierung des ewigen Widerstreites von Kunst und Natur, von Präsenz und Absenz, von Fläche und Raum, von Figuration und Abstraktion. Wir sind aufgerufen, solcherlei Früchte vom Baum der ästhetischen Erkenntnis zu kosten, auch um den Preis endgültig aus dem Paradies einfacher Gewissheit mimetischer Kunst vertrieben zu werden.

Die Schlangenrituale von Gabriele Rothemann widersetzen sich jeder klassifikatorischen Ordnung, sind Fotografie und Zeichnung, sind Dokumentation und Stillleben, Andachtsbild

und Allegorie zugleich. Es ist ein poetisches Bedeutungsspiel von Aneignung und Transformation, das in seltener Angemessenheit von konzeptionellem Entwurf und künstlerischer Form seine Überzeugungskraft gewinnt. Daran haben Werkmittel und Werkprozeß entscheidenden Anteil. Die Arbeit am Mythos der Repräsentation geht programmatisch einher mit einer Archäologie des eigenen Mediums. Die analogen Fotografien sind mit Großbildkamera auf 4 x 5 inch Negative gebannt. Der verwendete Film, ein Technical Pan von Kodak, dessen Produktion vor langen Jahren eingestellt wurde, ist bereits selbst ein Mythos. Für das Projekt der Schlangenrituale kommt die ‚letzte‘ Rolle dieses extrem hart zeichnenden, besonders für die Architekturfotografie entwickelten Materials zum Einsatz. Um aus diesem orthografischen Strichfilm auch die feinsten Grauabstufungen herauszuholen, bedarf es eines speziellen Technidol-Entwicklers, den eigenhändig in der Dunkelkammer anzumischen selbstverständlich dazugehört. Solch alchemistisches Handwerk taugt im digitalen Zeitalter wohl am ehesten zum Garanten der Wahrhaftigkeit der Bilder.

Sebastian Schütze